GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Das Konzept epistemische Gewalt als Element einer transdisziplinären Friedens- und Konflikttheorie

Brunner, Claudia

2016

https://doi.org/10.25595/146

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Brunner, Claudia: *Das Konzept epistemische Gewalt als Element einer transdisziplinären Friedens- und Konflikttheorie*, in: Wintersteiner, Werner; Wolf, Lisa (Hrsg.): Friedensforschung in Österreich : Bilanz und Perspektiven (Klagenfurt: Drava Verlag, 2016), 38-53. DOI: https://doi.org/10.25595/146.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY NC ND 4.0 Lizenz (Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY NC ND 4.0 License (Attribution - NonCommercial - NoDerivates). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Jahrbuch Friedenskultur
Band 10 | 2015

Friedensforschung in Österreich Bilanz und Perspektiven

Herausgegeben von
Werner Wintersteiner | Lisa Wolf

Drava

CLAUDIA BRUNNER

Das Konzept epistemische Gewalt als Element einer transdisziplinären Friedens- und Konflikttheorie

Einleitung

In Hinblick auf die Weiterentwicklung einer integrativen und komplexitätsorientierten Friedens- und Konflikttheorie der sogenannten fünften Generation (Graf 2009; Graf/Wintersteiner 2016) erscheint es mir lohnend, den bislang vor allem in der post- und dekolonialen Theorie[1] bekannten Begriff epistemische Gewalt für die Friedens- und Konfliktforschung anschlussfähig zu machen.[2] Eine Friedens- und Konflikttheorie ist gar nicht anders möglich als in inter- und transdisziplinärer Weise und damit dem zentralen Gegenstand des Fachs höchst angemessen: Gewalt, in all ihrer Uneindeutigkeit und Vielgestaltigkeit, Prozesshaftigkeit und Dynamik. Im Folgenden erläutere ich den Begriff epistemische Gewalt und argumentiere mit ihm für eine Wiederbelebung bereits existierender weiter Gewaltbegriffe. Ich lege dar, was mit dem Konzept der Kolonialität von Macht und Wissen gemeint ist und was das wiederum mit Gewaltverhältnissen zu tun hat. Im Anschluss daran positioniere ich Transdisziplinarität und Dekolonisierung als Ressourcen für eine integrative und komplexitätsorientierte Zukunft der Friedens- und Konfliktforschung. Abschließend diskutiere ich die Utopie von Gewaltfreiheit, die für Theorie und Praxis des Fachs eine besondere Rolle spielt.[3]

1 Da die Wege zu einer „globalen kritischen Theorie" (Kerner 2012: 164) durchaus unterschiedlich aussehen und dabei durchaus ähnliche (wissens)politische Ziele verfolgt werden, verwende ich beide Begriffe in diesem Text kombiniert. Zu bisweilen heftigen Abgrenzungsdebatten zwischen post- und dekolonialen AutorInnen siehe Castro Varela/Dhawan (2015: 318–326). Wesentlich zu unterscheiden ist, dass sich postkoloniale Theorie vor allem auf Asien und Afrika bzw. auf die globalen Effekte von deren Kolonisierung im 18. und 19. Jahrhundert bezieht. Demgegenüber fokussiert dekoloniale Theorie auf die viel frühere Unterwerfung der Amerikas vom 15. bis zum 17. Jahrhundert, ohne die Europas spätere Expansion in den Osten gar nicht möglich gewesen wäre.

2 Für weitere Bausteine auf dem Weg dorthin siehe Brunner 2013; 2016a; 2016b.

3 Danke an Viktorija Ratković, Werner Wintersteiner und Wilfried Graf für intensive Diskussionen einer früheren Version dieses Texts.

Was ist epistemische Gewalt?

Unter epistemischer Gewalt verstehe ich jenen Beitrag zu gewaltförmigen gesellschaftlichen Verhältnissen, der im Wissen selbst, in seiner Genese, Ausformung, Organisation und Wirkmächtigkeit angelegt ist (Brunner 2013: 228–229). Epistemische Gewalt ist tief in unser Wissen eingelagert, ebenso wie in die Wege, auf denen wir zu diesem Wissen kommen. *Phänomene epistemischer Gewalt* gehen weit hinaus über Begriffe und Debatten betreffend unterschiedliche Formen direkter und physischer Gewalt im Feld der internationalen Politik, um deren Analyse und Transformation es in der Friedens- und Konfliktforschung vorrangig geht. Aus drei Gründen eignen sich diese Themen jedoch gut zur Erläuterung des noch kaum systematisierten und theoretisierten *Begriffs epistemische Gewalt*, der seinen Ursprung im hier dargelegten Sinne weitab von diesem Fach in der postkolonialen Theorie hat (Spivak 1988; Shiva 1990; Galván-Álvarez 2010; Garbe 2013). Erstens ist ein zentrales Element epistemischer Gewalt der von ihr ausgehende Effekt der Normalisierung und Rechtfertigung von anderen Gewaltformen direkter und indirekter Art, die wiederum den Gegenstandsbereich der Friedens- und Konfliktforschung bilden. Zweitens ist die internationale, globale Dimension, die diesem Fach bereits durch seine Gegenstände innewohnt, aus postkolonialer Perspektive wesentlich für die Frage nach jenem kanonisierten Wissen, mit dem diese Gegenstände analytisch gefasst werden. Drittens verkörpert die dominierende eurozentrische Beschäftigung mit Krieg, Konflikt und Gewalt im internationalen Verhältnis genau jene wissensbasierten Prämissen von Aufklärung, Modernität und Fortschritt, die post- und dekoloniale Theorie nicht als Teil der Lösung, sondern als konstitutives Element des Problems versteht. Massive soziale und politische Ungleichheitsverhältnisse, denen zahlreiche Formen von Gewalt vorausgehen und aus denen ebensolche resultieren, sind nämlich immer auch von spezifischem Wissen begleitet, das dementsprechend in eine Analyse und Kritik integriert werden muss.

Der schillernde Begriff epistemische Gewalt umfasst dementsprechend epistemologische, theoretische, konzeptionelle und method(olog)ische Aspekte ebenso wie politische, institutionelle, ökonomische und wissenssoziologische. Diese Dimensionen sind bereits in Michel Foucaults scharfen Analysen des Zusammenspiels von Wissen und Macht angelegt (Foucault 1973, 1974, 1993). Vor allem aber, so

legt die erste Phase der Weiterführung des Begriffs im Umfeld postkolonialer Theorie im Anschluss an Gayatri C. Spivak (1988) und Vandana Shiva (1990) nahe, ist er von der „Kolonialität des Wissens" (Lander 1993) aus zu denken, die ihrerseits untrennbar mit der „Kolonialität der Macht" (Quijano 2000; Quintero/Garbe 2013) globalen Maßstabs verbunden ist. Diese von Foucault vernachlässigte koloniale Kehrseite der europäischen Moderne wird von post- und dekolonialen Perspektiven ins Zentrum gerückt. Die Kolonialität von Macht und Wissen resultieren aus der 500jährigen Geschichte der kolonialen Expansion Europas und der entsprechenden Ausbeutung und Unterwerfung beinahe der ganzen Welt, deren Nachwirkungen bis heute anhalten – nicht zuletzt aufgrund von epistemologischen Kontinuitäten, deren Ursprünge in der Genese und Durchsetzung eurozentrischen Wissens zu suchen sind (Boatcă/Costa 2010; Franzki/Aikins 2010). Denn auch wenn der politische Prozess der Dekolonisierung bis auf wenige Ausnahmen (Young 2006: 3–4) abgeschlossen zu sein scheint, wirken zahlreiche Dimensionen des Kolonialismus bis heute nach. Dies gilt nicht nur für die ehemaligen Kolonien und die einst/jetzt Kolonisierten, sondern auch für die bis heute dominanten Zentren und die einst/jetzt Kolonisierenden. Das ist mit dem Begriff der *Kolonialität* gemeint, der aus post- und dekolonialer Perspektive zentral ist für das Verständnis jener global asymmetrischen Macht-, Herrschafts- und schließlich auch Gewaltverhältnisse, mit denen sich die Friedens- und Konfliktforschung beschäftigt. Genau dort, in der anhaltenden kognitiven und materiellen *colonial condition*, wirkt epistemische Gewalt. Sie funktioniert ähnlich wie strukturelle Gewalt (Galtung 1975), doch noch geräuschloser und unsichtbarer, auch dann, wenn direkte und physische Gewalt überwunden scheinen. Dies tut sie von der Friedens- und Konfliktforschung bislang weitgehend unbemerkt, weil sie kraft ihrer eigenen Normativität in Bezug darauf, was unter Gewalt zu verstehen sei, auch von kritischen Stimmen bislang kaum als Gewalt wahrgenommen wird.

Gewalt weiter denken

Um Gewalt dreht sich letztendlich alles in der Friedens- und Konfliktforschung. Die unendlich heterogenen und sich doch stets wiederholenden Erscheinungsformen von Gewalt immer wieder aufs Neue zu analysieren, sie in ihrem Ereignis- ebenso wie in ihrem Deutungskon-

text zu verstehen und schließlich auch alternative Betrachtungs- und Handlungsweisen auszuloten ist die zentrale Aufgabe des Fachs. Doch weder dort noch in benachbarten Disziplinen besteht Konsens darüber, was unter Gewalt zu verstehen sei. Sie zu definieren stellt ein Dauerstreitthema zwischen unterschiedlichen wissens- und gesellschaftspolitischen Positionen dar, die sich auch in der „Dissenswissenschaft" (Jaberg 2011: 61) Friedens- und Konfliktforschung abbilden. Das allein ist in einem prozessorientierten und pluralistischen Wissenschaftsverständnis noch kein Problem. Doch der von Christoph Weller konstatierten „Differenziertheit des Friedensbegriffs" (Weller 2003: 484) steht eine „auffällige Unterkomplexheit beim Gewaltbegriff" (ebd.) gegenüber. Zu vielfältig, ambivalent und dynamisch sind sowohl die Phänomene selbst, die wir mit Gewalt bezeichnen, als auch die Begriffe, mit denen wir dies tun. Und allzu oft geraten dabei politische, disziplinäre und analytische Zugänge durcheinander (Weller 2005: 106). Den unterschiedlichen Gewalt- ebenso wie den Friedensbegriffen des Fachs wohnt zudem ein hohes Maß an Normativität inne, die von den einen bewusst als Leitlinie eingesetzt (Jaberg 2009), von den anderen hingegen als allzu deutliche Positionierung abgelehnt wird (Bonacker 2011). Schnell gelangt man in dieser Debatte auch an die heikle Frage der Legitimität von Gewalt, die interessanterweise zwar kaum explizit thematisiert, dann jedoch umso heftiger diskutiert wird. Denn je weiter ein Gewaltbegriff, der zumeist in kritischen Traditionen gepflegt wird, umso eher wird seinen ProponentInnen unterstellt, damit potenziell vor allem auch nicht-staatliche bzw. widerständige politische Gewalt im engeren Sinne zu rechtfertigen. Und je enger Gewalt gefasst wird, umso eher steht man wiederum im Verdacht, staatliche Gewalt empirisch auszublenden und das staatliche Gewaltmonopol auf konzeptioneller Ebene zu vernachlässigen. Gewalt ist also für das Fach auf unterschiedlichen Ebenen sehr bedeutsam.

Gemessen an der Relevanz von Gewalt sowohl für die Gegenstände als auch für das Selbstverständnis der Disziplin ist eine bemerkenswerte Genügsamkeit hinsichtlich einer vertieften Theoretisierung von Gewalt festzustellen. Diese geht oft mit einer allzu schnellen Bereitschaft zur unreflektierten Übernahme von Definitionen und Konzepten aus dominanteren, etablierteren und besser an den politikwissenschaftlichen Mainstream der Friedens- und Konfliktforschung anschlussfähigen Fachbereichen einher. Je leichter sich ein Gewaltbegriff operationalisieren lässt, umso eher ist ihm eine feste Verankerung

im kanonisierten Gedächtnis der Gewalt- und Friedensexpertise sicher. Letzteres wiederum ist umso eher der Fall, je enger das Verständnis von Gewalt gefasst wird, je weniger an historischem Kontext oder theoretischer Einbettung mit zu bedenken ist, ganz zu schweigen von epistemologischen Überlegungen, die eindeutigen Erklärungsansätzen oft im Wege stehen und etwaige AuftraggeberInnen einer zunehmend auf Drittmittelfinanzierung angewiesenen Forschungslandschaft eher abschrecken als interessieren. Zumeist jedoch wird Gewalt überhaupt nicht näher definiert, weil man darunter recht selbstverständlich direkte und physische Gewalt versteht, die keiner weiteren Begriffsbestimmung zu bedürfen scheint.

Demgegenüber kann eingewendet werden, dass gerade der Begriff der strukturellen Gewalt nach Johan Galtung (1975) für das Fach sinn- und formgebend war und dementsprechend bis heute relevant sei. Laura Appeltshauser weist jedoch jedoch nach, dass in der dominanten Wissenslandschaft des Fachs mit Galtung heute zwar nach wie vor *name dropping* betrieben, eine systematische Integration seiner Arbeiten rund um strukturelle Gewalt aber mit dem Verweis auf mangelnde Operationalisierbarkeit und Ideologieverdacht immer öfter zurückgewiesen wird (Appeltshauser 2013: 13–15). Das in der Soziologie gut bekannte Konzept der symbolischen Gewalt (Bourdieu/Passeron 1973) hat es erst gar nicht geschafft, im Fach rezipiert zu werden. Beide werden hingegen in der Frauen- und Geschlechterforschung und in anderen Wissensfeldern seit Jahrzehnten stark rezipiert und auch weiter entwickelt. Galtungs spätere Ausführungen zu kultureller Gewalt bieten am zentralen Punkt der Legitimierung anderer Gewaltformen durchaus Anschlussstellen für ein Konzept epistemischer Gewalt (Galtung 1990). Er definiert die Wissenschaften durchaus als Teil des Kulturellen, doch den Begriff der epistemischen Gewalt lässt Galtung unerwähnt. Diese Brücke zwischen kultureller und epistemischer Gewalt wurde bemerkenswerterweise weder von ihm selbst noch von seinen postkolonialen Zeitgenossinnen (Spivak 1988; Shiva 1990) beschritten. Zu wenig offen war wohl Galtungs Kulturbegriff, zu weit voneinander entfernt scheinen die jeweiligen Felder (gewesen) zu sein, in denen sich die verschiedenen TheoretikerInnen mit ihren Überlegungen zu epistemischer bzw. kultureller Gewalt bewegten (Brunner 2016a). Auch jüngere Ansätze rund um sprachliche und diskursive (Kuch/Herrmann 2010) oder visuelle Gewalt (Regener 2010; Sontag 2003), die weit außerhalb der Friedens- und Konfliktforschung konzi-

piert wurden, werden von dieser nicht als ‚richtige' oder ‚echte' Gewalt anerkannt, zumal diese nachhaltig als direkte und physische Gewalt (nicht) definiert wird (Bonacker/Imbusch 2010: 81–106). Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht, dass der Begriff epistemische Gewalt bislang noch kaum Eingang in ein Fach gefunden hat, das seine Stärken eher in der Anwendungsorientierung empirischer Sozialforschung als in der Theoriebildung oder gar in epistemologischer Reflexivität entwickelt hat, das weiten Gewaltbegriffen im Zuge seiner Professionalisierung mit zunehmender Skepsis begegnet, und das vor allem im deutschsprachigen Raum erst seit kurzem in Kontakt mit post- und dekolonialen Perspektiven kommt (Brunner 2011, 2012; Chojnacki/Namberger 2014; Engels 2014; Exo 2015a; Exo 2015b).

Was die zunehmende Diskreditierung weiter Gewaltbegriffe betrifft, möchte ich mit Markus Schroer festhalten, dass deren Berücksichtigung keineswegs mit einer *Relativierung* von direkter und physischer Gewalt einhergehen muss (Schroer 2000: 436). Gerade der Begriff epistemische Gewalt ermöglicht aber deren *Relationierung*, in dem er den Blick „auf den Zusammenhang zwischen den Beobachteten und den Beobachtenden […], zwischen den Produkten und der Produktion, zwischen dem Wissen [z.B. über Gewalt und Konflikt bzw. über deren potenzielle Transformation, C.B.] und dem Ort seiner Entstehung" (Coronil 2002: 184) schärft. Erst wenn dieser Ort der Entstehung von *Gewaltwissen* mit ins Bild kommt, können die Verbindungen zwischen Formen politischer Gewalt einerseits, die den Gegenstand der Friedens- und Konfliktforschung bilden, und epistemischer Gewalt andererseits, die potenziell auch von dieser Disziplin mit hervorgebracht wird und für sie von generellem Interesse sein sollte, angesprochen werden. Diese Verbindungslinien einer „Geopolitik des Wissens" (Mignolo 2002) in ihrer räumlichen und zeitlichen Dimension zu thematisieren und zu problematisieren ist die zentrale Leistung post- und dekolonialer Kritik, deren Übersetzung für die Friedens- und Konfliktforschung ich entlang des Begriffs epistemische Gewalt unternehme. Mit ihm können wir übliche Gewaltdebatten gegen den Strich lesen und das komplexe Konglomerat Gewalt im Zusammenspiel von sozialem Ereignis, diskursiver und epistemischer Rahmung, analytischer Durchdringung und politischem Urteil neu betrachten. Ich bezeichne epistemische Gewalt nicht als Metakonzept, das über oder hinter allem steht und alles erklären kann. Vielmehr verstehe ich sie als Scharnier, Schnittstelle oder Kitt in den zahlreichen Fugen und

Bruchlinien, die sich zwischen unterschiedlichen Formen und Dimensionen von Gewalt auftun. Wenn wir diese Verbindungen besser wahrnehmen können, erschließen sich integrativere, komplexere, vermutlich aber auch ambivalentere Zusammenhänge für die Analyse und Kritik von Gewaltverhältnissen.

Wissen und Gewalt aus post- und dekolonialer Perspektive

Wir müssen Gewalt nicht notwendigerweise nur als manifeste *soziale Praxis* verstehen, die es zu analysieren gilt. Wir können Gewalt auch als *Wissenskategorie* fassen, also als etwas, das dem Wissen selbst innewohnt, mit dem wir z.B. bestimmte Gewaltereignisse und -verhältnisse analysieren – oder auch anderes.[4] Mit dem Begriff epistemische Gewalt kommt dementsprechend eine andere, bislang wenig beachtete, Ebene im komplexen Geflecht von Macht-, Herrschafts- und eben auch Gewaltverhältnissen in den Blick: die des Wissens selbst. Im Gegensatz zum aufgeklärten Selbstverständnis von Wissenschaft, die sich nicht nur als Gegenteil von Gewalt, sondern bisweilen auch als Weg zu deren Überwindung versteht, sehen post- und dekoloniale Perspektiven Wissen und Gewalt einander nicht diametral gegenübergestellt. Vielmehr steht die Dimension der anhaltenden Kolonialität von Macht und Wissen (Quintero/Garbe 2013) im Zentrum der Aufmerksamkeit, und damit die deren Verwobenheit. Diese Kolonialität resultiert aus der globalen Expansion Europas, die eben nicht nur ein militärisches, ökonomisches und politisches Projekt war, sondern auch eine tiefgreifende kulturelle und kognitive Dimension umfasste. Das heißt, dass die Ursprünge der Moderne, die mit Begriffen wie Fortschritt, Emanzipation, Aufklärung, Demokratisierung und nicht zuletzt auch mit Gewaltfreiheit verbunden ist, in der durchaus gewaltsamen Eroberung der Amerikas wurzeln, die wiederum die Basis für die spätere Expansion Europas in die ganze Welt bildet. Gewiss ist politische Gewalt keine europäische Erfindung, doch der wissenschaftliche Rassismus, der in diesem Prozess ganz bestimmte Formen von Gewalt mit hervorgebracht und gerechtfertigt hat, ist dies durchaus. Darüber hinaus legt die post- und dekoloniale Perspektive überzeugend nahe, dass wir der Dimension von Eurozentrismus und Kolonialität schon allein deshalb mehr Aufmerksamkeit widmen müssen, weil sie sich als universell und

4 Iris Mendel zeichnet eine ähnliche Denkbewegung für die Kategorie Geschlecht nach (Mendel 2015: 41–49); daraus leite ich diesen Gedanken ab.

universalistisch durchgesetzt hat und dabei ihren spezifischen europäischen Ursprung erfolgreich verleugnet. Keine andere geopolitische Phase oder Entwicklung prägt unsere Gegenwart so stark wie die des Kolonialismus und seiner Folgen, z.B. der weltweiten Durchsetzung des Kapitalismus, mit allen materiellen, kulturellen, sozialen und anderen Begleiterscheinungen. In diesem Setting zu verortendes und notwendigerweise eurozentrisches Wissen hat den Kolonialismus ebenso vorbereitet wie es auch aus ihm hervorgegangen ist (Castro-Gómez 2002). Vor allem aber, und das ist wesentlich für mein Argument für eine stärkere Berücksichtigung von epistemischer Gewalt, überdauert es ihn.

Als augenscheinlichstes Beispiel dafür kann die Erfindung des Konzepts ‚Rasse' genannt werden, das die Unterwerfung und Ausbeutung indigener Bevölkerungen und natürlicher Ressourcen intellektuell und kognitiv begründet und sich weit über diesen Kontext hinaus tief in eurozentrische Wissensbestände und darauf basierende soziale Praktiken eingeschrieben hat. Selbst wenn nach jahrhundertelangen blutigen Auseinandersetzungen die Sklaverei weitgehend abgeschafft und offiziell geächtet und die zumindest formale politische Gleichberechtigung von *People of Colour* erkämpft wurde, ist dies noch lange nicht gleichbedeutend mit dem Ende von Rassismus und dessen weitreichenden materiellen und epistemischen Konsequenzen. Die *weiße* Norm bleibt bis heute unsichtbarer wie unerbittlicher Gradmesser für jegliche Abweichungen, gerade weil ihre Gewaltförmigkeit weiterhin unsichtbar und geräuschlos wirksam ist. Aus post- und dekolonialer Perspektive ist Rassismus auch nicht nur eine von beliebig vielen Kategorien und sozialen Platzanweisern, die in der Debatte um Intersektionalität und Interdependenz für ein differenzierteres Bild von Ungleichheitsverhältnissen sorgen. Vielmehr stellt Rassismus gemeinsam mit der auf ihm basierenden global asymmetrisch organisierten Verteilung von Arbeit und Ressourcen ein konstitutives Element von Kolonialismus und damit auch eine Signatur der Kolonialität dar. Das Wissen des in wissenschaftlicher Expertise zu autoritativen Paradigmen geronnenen Rassismus begründet somit – in Verschränkung mit weiteren Kategorien der Hierarchisierung – auch jene materiellen Möglichkeitsbedingungen, auf deren Basis sich Kolonialismus erst entfalten konnte, und die die Kolonialität von Macht und Wissen auch in der postkolonialen Ära stabilisieren. Der politischen Dekolonisierung muss daher auch eine *Dekolonisierung des Wissens* folgen, die

notwendigerweise einer breiteren Basis bedarf als der eurozentrische Kanon dominanten ExpertInnenwissens bereithält.

Transdisziplinäre Dekolonisierung

Wilfried Graf hält in Hinblick auf die eingangs erwähnte fünfte Generation der Friedens- und Konfliktforschung deren derzeit praktizierte additive Interdisziplinarität nicht mehr für ausreichend und plädiert für vertiefte Transdisziplinarität (Graf 2009: 31–32). Transdisziplinarität ist gewiss eine notwendige, aber zugleich keine hinreichende Bedingung zu einer Dekolonisierung des Wissens, denn auch sie kann gewaltförmig sein und das „epistemische Territorium der Moderne" (Vázquez 2011) befestigen. In Verbindung mit post- und dekolonialen Ansätzen, die sich ihrerseits weitgehend von disziplinären Begrenzungen emanzipiert haben, erachte ich transdisziplinäre Denk- und Arbeitsweisen für die Zukunft kritischer Friedens- und Konfliktforschung als unverzichtbar. Auch aus meiner eingangs genannten heuristischen Definition epistemischer Gewalt, die unterschiedlichste Ebenen anspricht, ergibt sich die Notwendigkeit einer transdisziplinären Herangehensweise an deren weitere Theoretisierung. Die Aufgabe der Dekolonialisierung von Denken und Wissen besteht nach Walter Mignolo nämlich nicht nur darin, die Inhalte des Diskurses auszutauschen, sondern auch dessen Begriffe zu verändern (Mignolo 2012: 79). Es bietet sich also an, sich bei der weiteren Theoretisierung epistemischer Gewalt nicht nur auf den eigenen Kanon und dessen bekannte Nachbarschaften zu verlassen, sondern auf der Suche nach begrifflicher Transformation auch Anleihen in bislang ungewohnten Denktraditionen zu nehmen und diese für den jeweiligen Kontext zu modifizieren. Dabei werden neue Blickrichtungen entstehen. Dies schließt jedoch eine disziplinäre Beschäftigung mit (epistemischer) Gewalt nicht aus, denn diese hält die Möglichkeiten bereit, bestimmte Phänomene von (epistemischer) Gewalt für die jeweilige fachliche Debatte als Problem und Gegenstand intelligibel zu machen – gerade auch für die Friedens- und Konfliktforschung. Die in diesem mehrgleisigen Prozess verwendeten Begrifflichkeiten müssen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Vielmehr sollten sie in eine kontroverse Debatte über Gewaltverhältnisse eintreten, aus der die notwendigerweise transdisziplinäre epistemische Dimension von Gewalt(begriffen) in Zukunft nicht mehr wegzudenken ist, egal in welchem konkreten fachlichen oder auch po-

litischen Kontext man sich damit beschäftigt. Dies würde auch der Ebene von Gewalt als sozialem Ereignis in seinem jeweils spezifischen diskursiven Kontext besser entsprechen sowie derzeit marginalisierte kritische Wissenstraditionen stärken, denen angesichts ihrer expliziten Positionalität oft mangelnde Wissenschaftlichkeit vorgeworfen wird, wie beispielsweise kritischer Friedensforschung oder feministischer Forschung.

Die Behauptung von Monodisziplinarität, von der aus dieser Vorwurf zumeist artikuliert wird, halte ich für unhaltbar, zumal kein wissenschaftlicher Fachbereich für sich in Anspruch nehmen kann, völlig frei von Einflüssen aus anderen Zusammenhängen zu sein. So ist etwa die Politikwissenschaft aus Politischer Philosophie und Rechtswissenschaften entstanden und wurde im Zuge gesellschaftspolitischer Transformationen später um sozialwissenschaftliche Elemente erweitert, und die Rechtswissenschaften sind wiederum von philosophischen wie auch von theologischen Traditionen gespeist. Diese Liste ließe sich wohl für alle vermeintlichen wissenschaftlichen Monodisziplinen lange fortsetzen, die sich ihrerseits gegenüber allzu lebendigen Ausdifferenzierungen neuer Wissensfelder in Stellung zu bringen wissen. Die dabei wirksam werdende Disziplinierung von Wissen ist also vielmehr als Machtprozess einer Konkurrenz um Anerkennung, Ressourcen und Wirksamkeit und damit selbst als Element epistemischer Gewalt zu verstehen, mit der der daraus resultierende Objektivitätsanspruch befestigt wird. Dies gilt sowohl für den innerakademischen Prozess als auch für die machtvolle Abgrenzung gegenüber nicht-wissenschaftlichem Wissen, das damit zunehmend an Geltungsanspruch verliert. Letzteres stellt eine zentrale Kritik post- und dekolonialer Perspektiven dar, die eindeutig einen weiten Gewaltbegriff im Anschluss an den Begriff der epistemischen Gewalt nahe legen: „Dominante Diskurse", so María do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan, „bringen jene zum Schweigen, die auf der anderen Seite der Wahrheit, Rationalität, Universalität und Wissenschaft stehen. Eine kritische Praxis muss dagegen in der Lage sein, das Nichtgedachte der dominanten Diskurse zu denken, und denen zuzuhören, die zur Zielscheibe epistemischer Gewalt werden" (Castro Varela/Dhawan 2003: 279). Damit ist die inhaltliche Stoßrichtung postkolonialer ebenso wie das politische Anliegen dekolonialer Perspektiven auf den Punkt gebracht: Kritik an dominanten Paradigmen plus Parteilichkeit gegenüber jenen, die von diesen benachteiligt werden. Eine zukünftige Theorie epistemischer Gewalt

kann ein Bindeglied sein zwischen dieser Denktradition, die viel vom Wissen weiß und dieses im Kontext globaler Ungleichheitsverhältnisse verortet, und der Friedens- und Konfliktforschung, die sich intensiv mit Fragen von Gewalt beschäftigt, die mit diesen Ungleichheitsverhältnissen in Zusammenhang stehen.

Vom akademischen Mythos der Gewaltlosigkeit zur politischen Utopie der Gewaltfreiheit

Von der Friedens- und Konfliktforschung aus betrachtet ist hierbei die Frage von Gewaltlosigkeit bzw. Gewaltfreiheit von besonderem Interesse: Gewalt*losigkeit* im Sinne der Annahme, das wissenschaftliche Wissensproduktion im allgemeinen nichts mit Gewalt zu tun haben könne, einerseits, und Gewalt*freiheit* im Sinne eines zu erreichenden Ziels und gesellschaftlichen Idealzustands, demzufolge auch die Wege dorthin frei von Gewalt zu sein haben. Beide Annahmen erschweren die Anerkennung epistemischer Gewalt, weil dieser Begriff den Raum des Wissens selbst, und vor allem jenen des jeweils eigenen Wissens, in die Analyse und Kritik miteinbezieht. Insbesondere die Friedensforschung hält ein Ideal von Nicht-Gewalt hoch, das auf problematische Weise mit der Annahme eines friedensfördernden staatlichen Gewaltmonopols verquickt ist (Weller 2003). Daraus resultiert wiederum die Dominanz eines Gewaltbegriffs, der nicht nur eng ist, sondern demzufolge Gewalt auch immer *anderswo, anderswer* und *anderswas* ist, weil sie in der Kolonialität von Wissen und Macht nicht nur stattfindet, sondern auch auf diese Weise gedacht und benannt wird. Wissenschaftliche Wissensproduktion, wo ich epistemische Gewalt insbesondere verorte, gilt demgegenüber als per se gewaltfrei oder sogar gewaltpräventiv. Solange ein enger Gewaltbegriff des Direkten und Physischen als der einzig relevante verstanden wird, bleibt die Vorstellung erhalten, dass die sprachlich-schriftlich-kommunikative Dimension des Wissens ein Gegenmittel zu Gewalt darstellt und daher selbst erst recht nichts mit Gewalt zu tun haben kann. Doch auch Proponenten weiter Gewaltbegriffe wie Johan Galtung oder Hans Saner, die die Dimension des Wissens durchaus in ihre Überlegungen integrieren (Galtung 1990; Saner 1982), sind vor dem grundlegenden Eurozentrismus der pazifistischen Prämisse nicht gefeit und vernachlässigen in ihren diesbezüglichen Überlegungen die koloniale Dimension epistemischer Gewalt (Brunner 2016a). Für die Wissenschaft im Allgemeinen und für die

Friedens- und Konfliktforschung im Besonderen scheint es ein Tabu zu sein, den Raum der vermeintlich gleichberechtigten diskursiven Auseinandersetzung mit dem Begriff Gewalt in Verbindung zu bringen. Soll man über historische und gegenwärtige Verquickungen zwischen dem politischen „System organisierter Friedlosigkeit" (Senghaas 1968: 460) und dem keineswegs unpolitischen System etablierter Wissenschaften nachdenken, gehen Eindeutigkeiten und Gewissheiten über Gewalt und Gewaltlosigkeit verloren. Das wiederum verunsichert die Grundfesten der Friedens- und Konfliktforschung, sei es in Relation zum normativ-kritischen oder auch zum operationalisiert-professionalisierten Selbstverständnis unterschiedlicher Teile des Fachs. Diese Herausforderung verdichtet sich im Begriff epistemische Gewalt, denn er vermag eben diese Trennlinien zu hinterfragen und das Verhältnis von Wissen und Gewalt neu zu denken. Dies stellt ein innovatives und produktives Element für eine Weiterentwicklung der Friedens- und Konfliktforschung dar. Da eine intensive Debatte über und Konzeptionalisierung von epistemischer Gewalt aber nicht nur intellektuelle, sondern auch materielle Dimensionen des Felds der Wissenschaften selbst durchkreuzt und dabei Privilegien und Gewichtungen in Frage zu stellen vermag, wird dabei auch die Konfliktfähigkeit der Friedens- und Konfliktforschung selbst auf die Probe gestellt.

Ich schließe mein Argument für eine zukünftige stärkere Berücksichtigung epistemischer Gewalt im Kontext der Friedens- und Konfliktforschung mit Judith Butlers Überlegungen zum Begriff der Gewaltlosigkeit. Butler bezweifelt, dass Gewaltlosigkeit ein Grundsatz im Sinne einer handlungsleitenden Regel sein kann (Butler 2010: 155). Gewaltlosigkeit ist ihr zufolge weder eine Tugend noch eine Position, sondern vielmehr ein beständiges Ringen, gerade weil wir stets in unterschiedliche Formen von Gewalt verstrickt und nicht jenseits von ihr zu Subjekten geworden sind (ebd.: 158–159). Ein Anspruch auf Gewaltlosigkeit [wie ihn wissenschaftliches Wissen im Allgemeinen und Friedensforschung im Besonderen postulieren, C.B.] kann ihr zufolge nicht existieren. Vielmehr ist Gewaltfreiheit ein Anspruch an jeden und jede von uns (ebd.: 153). „Die entsprechende Frage lautet dann […]", so Butler: „Unter welchen Bedingungen sind wir für diesen Anspruch offen, was ermöglicht uns, ihn zu akzeptieren oder vielmehr, was ist die Voraussetzung dafür, dass dieser Anspruch überhaupt zu uns durchdringt?" (ebd.)

Ich denke, dass dieser Anspruch zu uns durchdringen kann, wenn

wir die Dimension epistemischer Gewalt in unser Verständnis von Wissen und Welt integrieren anstatt weiter darauf zu beharren, dass Wissen(schaft) mit jenen Formen von Gewalt, die Gegenstand z.B. der Friedens- und Konfliktforschung sind, nichts zu tun habe. Die Existenz epistemischer Gewalt anzuerkennen, entsprechende Konzepte zu entwickeln, um sie benennen, analysieren und beurteilen zu können, bildet die Voraussetzung dafür, vom überlegenen Modus der Moral zum solidarischen Modus des Ringens zu gelangen. Dann geht es nicht mehr um Gewaltlosigkeit als Anspruch *der* Friedens- und Konfliktforschung, sondern um Gewaltfreiheit als Anspruch *an die* Friedens- und Konfliktforschung. Gewaltfreiheit ist dann kein machtvoller Mythos im Sinne einer a priori nicht vorhandenen Gewaltlosigkeit mehr, der direkte und physische Gewalt von epistemischer Gewalt beständig trennt und so die *colonial condition* mit aufrecht erhält. Vielmehr ist Gewaltfreiheit – konzeptionell erneuert und vertieft um die Dimension epistemischer Gewalt – dann eine politische Utopie, mit der zu ringen sich lohnt, weil die Dekolonisierung von Wissen nur als Prozess auf dem Weg dorthin erfolgen kann.

Literatur

Appeltshauser, Laura 2013: Epistemic Violence – a Useful Concept for Understanding Violence in Global Politics? Master Arbeit, King's College, London.

Boatcă, Manuela und Costa, Sérgio 2010: Postkoloniale Soziologie: Ein Programm. In: Reuter, Julia und Villa, Paula-Irene (Hg.): Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention. Bielefeld: transcript, 69–90.

Bonacker, Thorsten 2011: Forschung für oder Forschung über den Frieden? Zum Selbstverständnis der Friedens- und Konfliktforschung. In: Schlotter, Peter und Wisotzki, Simone (Hg.): Friedens- und Konfliktforschung. Baden-Baden: Nomos, 46–77.

Bonacker, Thorsten und Imbusch, Peter 2010: Zentrale Begriffe der Friedens- und Konfliktforschung. Konflikt, Gewalt, Krieg, Frieden. In: Imbusch, Peter und Zoll, Ralf (Hg.): Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 67–142.

Bourdieu, Pierre und Passeron, Jean-Claude 1973: Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Brunner, Claudia 2011: Wissensobjekt Selbstmordattentat. Epistemische Gewalt und okzidentalistische Selbstvergewisserung in der Terrorismusforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Brunner, Claudia 2012: Wissensobjekt und Sinnformel Selbstmordattentat. Über den Zusammenhang von politischer und epistemischer Gewalt am Beispiel gegenwärtiger Terrorismusforschung. In: ZeFKo. Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung 1, 72–105.

Brunner, Claudia 2013: Situiert und seins-

verbunden in der ‚Geopolitik des Wissens'. Politisch-epistemische Überlegungen zur Zukunft der Wissenssoziologie. In: Zeitschrift für Diskursforschung 1 (3), 226–245.

Brunner, Claudia 2016a: Epistemische Gewalt. Konturierung eines für die Friedens- und Konfliktforschung neuen Begriffs. In: Dittmer, Cordula und Simons, Claudia (Hg.): De-/Postkoloniale Perspektiven in der Friedens- und Konfliktforschung (vorläufiger Titel), Sonderband der Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung. Baden-Baden: Nomos, im Erscheinen.

Brunner, Claudia 2016b: Gewalt weiter denken in der Kolonialität des Wissens. Überlegungen zu einem postkolonialen politikwissenschaftlichen Gewaltbegriff. In: Ziai, Aram (Hg.): Postkoloniale Politikwissenschaft. Bielefeld: transcript, im Erscheinen.

Butler, Judith 2010: Der Anspruch auf Gewaltlosigkeit. In: Dies.: Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen. Frankfurt am Main/New York: Campus, 153–170.

Castro Varela, María do Mar und Dhawan, Nikita 2003: Postkolonialer Feminismus und die Kunst der Selbstkritik. In: Steyerl, Hito und Encarnación Guttiérrez Rodríguez (Hg.): Spricht die Subalterne Deutsch? Migration und postkoloniale Kritik. Münster: Unrast, 270–290.

Castro Varela, María do Mar und Dhawan, Nikita 2015: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript.

Castro-Gómez, Santiago 2002: The Social Sciences, Epistemic Violence, and the Problem of the 'Invention of the Other'. In: Nepantla. Views from South 3 (2), 269–285.

Chojnacki, Sven und Namberger, Fabian 2014: Die ‚neuen Kriege' im Spiegel postkolonialer Theorien und kritischer Friedensforschung. In: ZeFKo. Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung 3 (2), 157–202.

Coronil, Fernando 2002: Jenseits des Okzidentalismus. Unterwegs zu nichtimperialen geohistorischen Kategorien. In: Conrad, Sebastian und Randeria, Shalini (Hg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt/M./New York: Campus, 177–218.

Engels, Bettina 2014: Repräsentationen, Diskurse und Machtfragen. Postkoloniale Theorieansätze in der Friedens- und Konfliktforschung. In: ZeFKo. Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung 3 (1), 130–150.

Exo, Mechthild 2015a: Das verdrängte Friedens- und Konfliktwissen basispolitischer Organisationen in Afghanistan. Eine dekolonialisierende Forschung zur Kritik des liberalen Peacebuilding. Dissertation, Otto-Suhr-Institut, Freie Universität Berlin.

Exo, Mechthild 2015b: Indigene Methoden als Stachel für die Friedens- und Konfliktforschung. Über Rechenschaftspflicht und das Erlernen dekolonialisierender Praxis. In: Bös, Matthias; Schmitt, Lars und Zimmer, Kerstin (Hg.): Konflikte vermitteln? Lehren und lernen in der Friedens- und Konfliktforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 281–304.

Foucault, Michel 1973: Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel 1974: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel 1993: Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt a. M.: Fischer.

Franzki, Hannah und Aikins, Joshua K. 2010: Postkoloniale Studien und kritische Sozialwissenschaft. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 40 (158), 9–28.

Galtung, Johan 1975: Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung. Reinbek/Hamburg: Rowohlt.

Galtung, Johan 1990: Cultural Violence. In: Journal of Peace Research 27 (3), 291–305.

Galván-Álvarez, Enrique 2010: Epistemic Violence and Retaliation. The Issue of Knowledge in Mother India. In: Atlantis. Journal of the Spanish Association of Anglo-American Studies 32 (2), 11–26.

Garbe, Sebastian 2013: Deskolonisierung des Wissens. Zur Kritik der epistemischen Gewalt in der Kultur- und Sozialanthropologie. In: Austrian Studies in Social Anthropology 1, 1–17. Via: http://www.univie.ac.at/alumni.ksa/index.php/journale-2013/deskolonisierung-des-wissens.html (abgerufen am 18.9.2013).

Graf, Wilfried 2009: Kultur, Struktur und das soziale Unbewusste. Plädoyer für eine komplexe, zivilisationstheoretische Friedensforschung. Johan Galtungs Gewalt- und Friedenstheorie kritisch-konstruktiv weiterdenken. In: Isop, Utta; Ratković, Viktorija und Wintersteiner, Werner (Hg.): Spielregeln der Gewalt. Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Friedens- und Geschlechterforschung. Bielefeld: transcript, 27–66.

Graf, Wilfried und Wintersteiner, Werner 2016: Friedensforschung. Grundlagen und Perspektiven. In: Diendorfer, Gertraud; Bellak, Blanka; Pelinka, Anton und Wintersteiner, Werner (Hg.): Friedensforschung, Konfliktforschung, Demokratieforschung. Ein Handbuch, Wien: Böhlau, 35–86.

Jaberg, Sabine 2009: Vom Unbehagen am Normverlust zum Unbehagen mit der Norm? Zu einem fundamentalen Problem der neueren Friedensforschung. Hamburg: Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik.

Jaberg, Sabine 2011: Friedensforschung. In: Gießmann, Hans J. und Rinke, Bernhard (Hg.): Handbuch Frieden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 53–69.

Kerner, Ina 2012: Postkoloniale Theorien zur Einführung, Hamburg: Junius.

Kuch, Hannes und Herrmann, Steffen K. (Hg.) 2010: Philosophien sprachlicher Gewalt. 21 Grundpositionen von Platon bis Butler. Weilerswist: Velbrück.

Lander, Edgardo (Hg.) 1993: La Colonialidad del Saber. Eurocentrismo y Ciencas Sociales. Perspectivas Latinoamericanas, Buenos Aires: CLACSO.

Mendel, Iris 2015: WiderStandPunkte. Umkämpftes Wissen, feministische Wissenschaftskritik und kritische Sozialwissenschaften. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Mignolo, Walter 2002: The Geopolitics of Knowledge and the Colonial Difference. In: The South Atlantic Quarterly 101 (1), 57–96.

Mignolo, Walter D. 2012: Epistemischer Ungehorsam. Rhetorik der Moderne, Logik der Kolonialität und Grammatik der Dekolonialität. Wien: Turia + Kant.

Norman, Andrew 1999: Epistemological Violence. In: Curtin, Deane/Litke, Robert (Hg.): Institutional Violence. Amsterdam/Atlanta: Rodopi, 353–362.

Quijano, Aníbal 2000: Coloniality of Power, Eurocentrism, and Latin America. In: Nepantla. Views from South 1 (3), 533–580.

Quintero, Pablo und Garbe, Sebastian (Hg.) 2013: Kolonialität der Macht. De/Koloniale Konflikte. zwischen Theorie und Praxis. Münster: Unrast.

Regener, Susanne 2010: Visuelle Gewalt. Menschenbilder aus der Psychiatrie des 20. Jahrhunderts. Bielefeld: transcript.

Saner, Hans 1982: Hoffnung und Gewalt. Zur Ferne des Friedens. Basel: Lenos.

Schroer, Markus 2000: Gewalt ohne Gesicht. Zur Notwendigkeit einer umfassenden Gewaltanalyse. In: Leviathan. Berliner Zeitschrift für Sozialwissenschaft 28 (4), 434–451.

Senghaas, Dieter 1968: Friedensforschung im Banne von Abschreckung. In: Politische Vierteljahresschrift 9 (3), 460–477.

Shiva, Vandana 1990: Reductionist Science as Epistemological Violence. In: Nandy,

Ashis (Hg.): Science, Hegemony and Violence. A Requiem for Modernity. Oxford: Oxford University Press, 232–256.
Sontag, Susan 2003: Das Leiden anderer betrachten. München/Wien: Hanser.
Spivak, Gayatri C. 1988: Can the Subaltern Speak? In: Nelson, Cary und Grossberg, Lawrence (Hg.): Marxism and the Interpretation of Culture. Urbana-Champaign: University of Illinois Press, 271–313.
Vázquez, Rolando 2011: Translation as Erasure. Thoughts on Modernity's Epistemic Violence. In: Journal of Historical Sociology 24 (1), 27–44.
Weller, Christoph 2003: Gewalt – politischer Begriff und friedenswissenschaftliche Konzepte. In: Calließ, Jörg und Weller, Christoph (Hg.): Friedenstheorie. Fragen – Ansätze – Möglichkeiten. Rehburg-Loccum: Loccumer Protokolle, 481–508.
Weller, Christoph 2005: Gewalt, Frieden und Friedensforschung. Eine konstruktivistische Annäherung. In: Jahn, Egbert; Fischer, Sabine und Sahm, Astrid (Hg.): Die Zukunft des Friedens. Die Friedens- und Konfliktforschung aus der Perspektive der jüngeren Generation. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 91–110.
Young, Robert C. 2006: Postcolonialism. An Historical Introduction. Malden/Oxford/Carlton: Blackwell.

Dieser Text entstand im Rahmen des vom Österreichischen Fonds zur Förderung wissenschaftlicher Forschung (FWF) geförderten Forschungsprojekts „Theorizing Epistemic Violence“ (V 368-G15).